

Wieviel Raumplanung verträgt die direkte Demokratie?

17. Mai 2016, Basel

Referat Hans-Georg Bächtold, Geschäftsführer SIA
(es gilt das gesprochene Wort)

Die Diskussion über unsere Form der Demokratie, wie sie funktioniert und ob sie das richtige Modell zur Lösung der anstehenden Herausforderungen ist, ist so alt wie sie selber. Das «Dafür» und das «Dawider» wurden und werden immer wieder diskutiert. Das ist auch gut so. Denn nur diejenige Demokratie, die immer wieder überprüft wird, sprich die nicht einfach nur Demokratie ist, sondern immer wieder zur Demokratie wird – und sei es auch nur als erneute Bestätigung – bleibt auch eine gute Demokratie.

Zurzeit – so scheint es mir – beschäftigt unsere direkte Demokratie wieder weitere Kreise als auch schon. So einiges ist darüber landauf und landab und von verschiedenster Seite zu lesen, zu hören und zu sehen. Dabei lässt sich folgendes feststellen: Zufrieden und für den Beibehalt unseres Demokratiemodells sind meistens diejenigen, welche mit den Entscheiden des Volkes in jüngster Vergangenheit einverstanden waren. Getreu dem Motto: «Never touch a running system» sagen sie sich: «Alles läuft ja wie geschmiert, das System produziert die richtigen Ergebnisse. Es muss deshalb so bleiben wie es ist!»

Veränderungsbedarf melden hingegen meist diejenigen an, die mit den letzten Abstimmungsergebnissen nicht zufrieden waren. Den Grund für die ihres Erachtens falschen Volksentscheide orten sie meistens in der Komplexität der Vorlagen und dass das Volk mit diesen überfordert sei. Und häufig ist dann den Kritikern die direkte Demokratie so wie so zu komplex, zu verzettelt, zu träge um nicht zu sagen zu demokratisch.

Ins Gespräch gebracht wird dann immer die Repräsentativdemokratie, wie sie unsere Nachbarn in Deutschland, Frankreich, Italien und Österreich kennen. Die Verfechter der repräsentativen Form versprechen sich von dieser einmal schnellere Entscheide. Dann aber erhoffen sie sich, aus ihrer Sicht, auch bessere, weil von Politikern und Politikerinnen gefällt, die Zeit haben sich ausgiebig mit den jeweiligen Geschäften zu beschäftigen.

Ok, die direkte Demokratie ist etwas komplexer als die repräsentative und einiges ginge in letzterer womöglich schneller. Aber würde es damit auch besser? Ich glaube nein.

schweizerischer
ingenieur- und
architektenverein

société suisse
des ingénieurs
et des architectes

società svizzera
degli ingegneri
e degli architetti

swiss society
of engineers
and architects

selnaustrasse 16
ch 8027 zürich
www.sia.ch
t 044 283 15 15
f 044 283 15 16
verkauf
t 061 467 85 74
f 061 467 85 76

Erstens: Die Herausforderungen vor welchen wir heute stehen – allen voran die Dekarbonisierung unseres Energiesystems, die Verdichtung unserer Siedlungsräume, die Digitalisierung unseres Lebens und die Integration tausender von Menschen welche von Orten ohne Zukunft zu Orten mit einer Zukunft, sprich auch in die Schweiz flüchten – sind hochkomplexe soziotechnische Aufgabenstellungen. Dafür brauchen wir das adäquate politische System. Oder wie es Roger De Weck, Generaldirektor der Schweizerischen Radio- und Fernsehgesellschaft einmal zum Ausdruck brachte: «Der Mensch ist komplex, die Gesellschaft ist komplex, und wenn Sie das in einem politischen System abbilden wollen, brauchen Sie komplexe Systeme. Ganz einfache politische Systeme findet man in Ländern wie Nordkorea, aber da will ich nicht leben».

Zweitens ist Langsam heute häufig schneller als Schnell. Oder anders formuliert: Es ist besser, etwas langsam dafür in einem Mal richtig zu machen, als flink in der Sackgasse zu landen. Ein weiser alter Freund von mir brachte es einmal wie folgt auf den Punkt: «Hans-Georg jetzt pressiert – lass es uns deshalb langsam angehen.» Diesem Paradox wird die Referendumsdemokratie gerechter als alle anderen politischen Systeme.

Drittens: Nur weil man im National- oder Ständerat oder auch einem kantonalen oder Kommunalen Parlament sitzt, macht einem das noch nicht à priori zu einer sachkundigeren Persönlichkeit. Der Kenntnisstand der Parlamentarier und Parlamentarierinnen ist nicht besser als der der 30 bis 40% der Schweizer und Schweizerinnen, die regelmässig an die Urne gehen. Die Zerpflückung des Zweiwohnungsgesetzes bis zur mitunter nicht mehr verständlichen Absurdität steht meines Erachtens exemplarisch dafür. Auch der Entscheid des Nationalrates in Sachen Steuerabzug für Haussanierungen kommt eher einem sehr dreisten Handaufhalten gegenüber dem Fiskus als einem gesamtgesellschaftlich verantwortlichen Entscheid gleich.

Und wenn es dann noch dazu, wie in unseren Nachbarländern der Fall, Berufspolitiker und –politikerinnen sind, dann ist schnell passiert, dass diese Lichtjahre vom Alltag der Menschen ihres Landes entfernt sind. Auch das verspricht keine bessere Lösung für die Bürger und Bürgerinnen.

Alain de Botton formulierte es einmal so: «Die Illusion, dass Politiker die Welt kontrollieren, ist zutiefst beruhigend und zufriedenstellend. Wenigstens einer kümmert sich! Doch das Schweizer System entwöhnt die Menschen von dieser kindischen Illusion.»

Dass wir Schweizer mit unserer direkten noch dazu fundamental konsensorientierten Demokratie alle Entscheide, welche die Allgemeinheit verbindlich betreffen, behutsam abwägen, noch und noch einmal analysieren und diskutieren, mit dem Referendum wieder und wieder anzweifeln, lässt nicht selten etwas länger auf den definitiven Beschluss warten – vereinzelt sogar sehr lange. Dafür haben unsere Beschlüsse dann auch Bestand, wird ihnen eine sehr hohe gesellschaftliche Akzeptanz entgegen gebracht und sind sie auch häufiger zielführend. Oder wie erklärt man sich sonst, dass die Schweiz zu den innovativsten und wettbewerbsfähigsten Ländern mit höchster Lebensqualität zählt?

In diesem Sinne ist die direkte, meinungsvielfältige Demokratie ein hervorragend funktionierendes Kontrast-Programm zu aus der Hüfte geschossenen, meist zu kurz greifenden und nur Partikulärinteressen berücksichtigenden Simplifizierungen. Sie ist

das beste Regulativ um zu verhindern, dass die Politik, die Verwaltung und die Wirtschaft an den Bedürfnissen der Menschen vorbeibeschiessen. Sie ist die stete und unaufhörliche Aufforderung an uns alle, es uns mit der Gestaltung unserer Mit- und Umwelt nicht zu einfach zu machen.

So gesehen oder bis mir jemand eine wirklich bessere Alternative zu unserem System darlegt, halte ich mich an Winston Churchills «Democracy is the worst form of government, except for all others». Die direkte Demokratie ist nicht perfekt, aber sie ist noch immer das beste politische System, das ich kenne.

Auch die Raumplaner, Architekten und Ingenieure müssen mit ihren Projekten häufig durch die Mühlen unserer direkten Demokratie. Erstere meist auf kantonaler und hauptsächlich kommunaler Ebene, letztere auch häufig auf nationaler Stufe. Und auch sie stossen sich an den immer mal wieder vorkommenden «Neins» zu ihren Projekten, seien diese raumplanerisch, architektonisch, städtebaulich oder auch ingenieurtechnisch noch so hervorragend. Auch sie erklären sich die Ablehnung ihrer Vorschläge meist etwas zu einfach mit der verantwortungslosen, baukulturellen Ignoranz oder Inkompetenz der Menschen. Und in Konsequenz stellen sie sich die Frage: «Wieviel Demokratie verträgt die Planung?»

Doch für mich, als überzeugter Vertreter unseres direktdemokratischen Mitsprache-, Mitbestimmungs- und Konsensdenkens, ist die Frage falsch gestellt. Sie müsste meines Erachtens lauten und deshalb auch der Titel meines Referates: «Wieviel Planung verträgt die direkte Demokratie?» Oder noch präziser: «Wie planen wir richtig für und in der direkten Demokratie?»

Wir Raumplaner, Architekten und Ingenieure müssen immer neue und zukunftsfähige Siedlungskonzepte, Architekturen und Infrastrukturen erforschen und erarbeiten, müssen diese laufend weiterentwickeln, optimieren und verfeinern. Aus diesem Grund – ich hoffe Sie erlauben mir diese kurze Werbung in eigener Sache – hat der SIA zum Beispiel auch, gemeinsam mit der ETH Zürich, das Forschungsprojekt «Die Schweiz 2050 – Bauwerk und Lebensraum für die 10-Millionen Schweiz» aufgegleist. Im Rahmen dieses Projektes modellieren wir eine denk- und realisierbare, raumplanerische Zukunft für unser Land.

Aber bei all unserem Tun müssen wir uns von der überheblichen Vorstellung zu verabschieden, dass nur wir, weil wir die entsprechende Ausbildung haben, dass nur wir genau wissen, was für die Menschen in Sachen Architektur, Städte- und Infrastrukturbau das Beste ist. Vor allem müssen wir aufhören die Lösung im grossen Wurf zu suchen – zum Beispiel um mit einem verkopften Blockrandprojekt die Agglomeration von ihrem Schicksal zu befreien oder um mit einem, dem normierten Globalchic entsprechenden und völlig überdimensionierten Hotel die Bewohner und Bewohnerinnen einer Bündner Berggemeinde zu beglücken. Das sind die Menschen bevormundende Glasperlenspiele. Von dem, der Bescheid zu wissen meint, für den, der angeblich nicht drauskommt. Von Zürich nach Glattbrugg, oder von New York nach Vals verordnet. Das ist der falsche Ansatz! Wer als Planer oder Planerin hier einen Denkkzettel an der Urne verpasst bekommt, der darf sich nicht wundern.

Was wir entgegen dem brauchen sind Ansätze und Lösungen, welche auf die realen Bedürfnisse, Vorlieben und Präferenzen der Menschen, für die wir planen, antworten und die dem Ort, in den wir hinein planen, gerecht werden. Konkret heisst das für uns Planer und Planerinnen: Mit allen Beteiligten reden, reden und nochmals reden.

Dazu gehört auch den Ort ihrer Heimat zu besuchen, zu besuchen und nochmals zu besuchen und deren Vorlieben und Bedürfnisse in all ihrer Vielfalt zu erkunden, zu erkunden und nochmals zu erkunden. Und erst dann sollten wir beginnen Pläne zu zeichnen. Häuser, Strassen, Dörfer und Städte sind für ihre Bewohner da – und nicht umgekehrt.

Raumplanung, Architektur und Ingenieurbaukunst von heute dürfen nicht mehr bedeuten, anderen den eignen Stil, die eigene Technik, die eigenen Lebensvorstellungen aufzudrücken. Vielmehr müssen sie Gesprächsräume öffnen für den möglichen und richtigen raumplanerischen Wandel. Oder wie es Stefan Kurath, Professor für Architektur- und Städtebauentwurf und Leiter des Institutes «Urban Landscape» an der Zürcher Hochschule für angewandte Wissenschaften am Beispiel der Städteplanung formuliert: «Stadt ist kulturelles Experiment im gesellschaftlichen Labor».

Lässt man die Menschen, in deren Lebensraum wir hineinplanen, von Anfang an partizipieren, kann man schnell und effizient wichtige Einschätzungen abholen und erfahren, was die Qualitäten eines Ortes und die Bedürfnisse der Bewohner und Bewohnerinnen sind.

Hierzu ist es wichtig, die Architektur-, Städtebau- und Raumplanungsbücher auch mal beiseite zu legen, nach Ostermündigen und nicht nach Bern einen Ausflug zu unternehmen, in der Metzger- und nicht der Kronenhalle Abendessen zu gehen. Warum ist das wichtig? Darum: Wenn ich meinen Raumplanungskollegen und –kolleginnen zuhöre, dann sind nicht selten Begriffen wie «polyzentrischen Stadtregionen», «innere Siedlungsentwicklung», «Eigentumsverbindliche Nutzung» oder «Mehrwertabschöpfung» zu vernehmen. Noch besser wird's bei den Architekten: Ich zitiere eine Stelle aus unserer eigenen Fachzeitschrift, dem TEC21: «Die korrespondierenden Sybssysteme wurden in einem integrativen Prozess in ein Metasystem überführt, das durch seine konzeptionelle Stringenz besticht.»

Tja, denke ich des Öfteren, da haben wir uns wohl etwas im Ausdruck verirrt. Das ist weltfremdes Fachkauderwelsch von Fachleuten, denen die Sprache der Leute und deshalb auch der Kontakt zur Basis abhandengekommen ist. So kommen wir nicht voran und ich verstehe jeden Menschen der sagt: «da verstehe ich nur Bahnhof.» Gesprochen wird nun mal eine andere Sprache, eine wie «ich möchte gerne ein Haus in dem ich mich zuhause fühle, eine schöne Aussicht, eine gute Schule für meine Kinder und eine intakte Landschaft für den Sonntagsspaziergang.» Uns dieser Sprache wieder vorbehaltlos anzunähern – nicht im anbiedernden Sinn, sondern als moderne kulturelle Aufgabe – dürfte für die Fachwelt die grösste und prioritäre Herausforderung der näheren Zukunft sein. Einmal um die darin zum Ausdruckkommenden Sehnsüchte und Ideale der Menschen besser zu verstehen. Dann aber auch, um adäquater darauf reagieren und ihnen unserer Vorschläge verständlicher vermitteln zu können.

Und schliesslich braucht die föderalistische Schweiz von uns Planenden auch föderalistische Lösungen. Selbst wenn die Siedlungs-, Infrastruktur und Landschaftspolitik in Zukunft in Regionen übergreifenden Partnerschaften erarbeitet werden muss: von der Zentrale in die Aussenstellen dem ganzen Land dieselben Rezepte verordnen – das ist aussichtslos. Zu verschieden und vielfältig sind die singulären Präferenzen der Menschen, als das ihnen mit ein und derselben, alleingültigen Lösung entsprochen werden könnte. Es bleibt uns deshalb nichts

anderes übrig, als unseren Rezepten Föderalismus hinzuzufügen. Auch hier gilt das Subsidiaritätsprinzip, gelten Selbst- und Mitbestimmung, gilt Eigenverantwortung. Die Kantone und Kommunen müssen in deren Anwendung Spielraum behalten um sie an ihre spezifische, demografische, kulturelle und geographische Situation adaptieren zu können.

Das Bauwerk, für dessen Gestalt wir Raumplaner, Architekten und Ingenieure wir massgebend verantwortlich zeichnen, bringt die Seele unserer Gemeinschaft zum Ausdruck. Und der Pulsschlag dieser Gemeinschaft ist die direkte Demokratie. Die Prinzipien derselben, die auf «bottom-up», auf Partizipation, Dialog, Mitsprache und Mitbestimmung basieren, müssen auch von den Planenden verinnerlicht werden. Mit einem solchen Vorgehen erzielt man in Zukunft, davon bin ich überzeugt, ganz andere und auch bessere Resultate.

Besten Dank für die Aufmerksamkeit